Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich: vierteljährl. ℳ 6. Man abonnirt ferner mit entsprechendem Postaufschlag bei den Postanstalten in der Schweiz, Italien, Belgien, Holland, Luxemburg, Dänemark, Schweden und Norwegen, Rußland, den Donaustaaten, der Europäischen Türkei, Egypten. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur unter Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um 1/4 7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.

Filialen:
Alfred Hahn vorm. O. Klemm's Sortim.
Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche,
Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 48. **Sonnabend** den 26. Januar 1901. 95. Jahrgang.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 26. Januar.

Eine Antwort auf die Frage, was die plötzliche Wandlung der Ansichten der „Reichsregierung" über die Pflichten des Reiches gegen die Invaliden der großen deutschen Kriege und die Hinterbliebenen dieser Invaliden herbeigeführt, wurde dem Herrn Reichskanzler in der gestrigen Sitzung des **Reichstags** erspart. Man begnügte sich mit seiner vorgestrigen Erklärung, daß diese Invaliden und ihre Hinterbliebenen noch in der laufenden Session auf dieselben höheren Versorgungssätze gestellt werden sollen, wie sie in dem neuen Entwurfe den Invaliden und den Hinterbliebenen der Soldaten des ostasiatischen Expeditionscorps zugebilligt werden; man begnügte sich um so lieber, je erfreulicher die weitere Zusage war, die gestern der bisher so zähe Reichsschatzsekretär im Namen des Reichskanzlers machte, die Zulage nämlich, dafür zu sorgen, daß denjenigen später unterstützungsbedürftig gewordenen Theilnehmern an den deutschen Kriegen, denen die Beihilfe von 120 ℳ bisher noch nicht zugewendet wird, demnächst diese Unterstützung ebenfalls zu Theil werden kann. Damit ist endlich das Bemühen der Fürsprecher für das berechtigte Interesse der Invaliden und Veteranen der großen Zeit zu seinem Erfolge geführt, und die Frage, warum dieser Erfolg so spät und so überraschend kommt, kann um so eher fallen gelassen werden, je weniger zu bezweifeln ist, daß der Reichskanzler um die plötzliche Wandlung sich verdient gemacht hat. Ihm wurde denn auch ebenso einmüthig, wie der Reichstag die wiederholten Anträge des nationalliberalen Abg. Grafen von Oriola unterstützt hatte, der Dank des Hauses ausgesprochen. Dem genannten Abgeordneten blieb nur übrig, die Ausdehnung des vorgelegten Gesetzentwurfs dahin zu empfehlen, daß auch die Marineangehörigen und die Beamten der übrigen Schutzgebiete derselben Rechtswohlthaten theilhaftig werden sollen. Nachdem dann der Gesetzentwurf betreffs der Versorgung der Invaliden aus Ostasien der Budgetcommission überwiesen worden war, wurde nochmals die Berathung des Etats des **Reichsamts des Innern** aufgenommen. Aus der Debatte ist lediglich ein Zwischenfall hervorzuheben, der unseren Lesern **aus dem Sitzungsberichte** nicht klar geworden sein dürfte. Nachdem Graf Posadowsky vor einigen Tagen im Reichstage den Socialdemokraten entgegengehalten hatte, daß er nicht allein den Gang der socialpolitischen Arbeiten bestimmen könne, sondern abhängig sei von den Regierungen der Einzelstaaten, erhob sich in einigen süddeutschen Blättern ein mehr oder minder heftiger Ansturm gegen den Staatssekretär. Unter Verkennung der Thatsache, daß es Aufgabe der Leiter der Reichsämter ist, die Initiative zu ergreifen, wurde behauptet, das Reichsamt des Innern gebe selbstherrlich vor und berücksichtige nicht genügend die einzelstaatlichen Wünsche; gleichzeitig aber wurde dem Staatssekretär vorgeworfen, daß er sich bei jener Aeußerung hinter die Bundesregierungen versteckt habe. In verschiedenen Zeitungen klammerte man sich besonders an einen in diesem Sinne gehaltenen Artikel der „Augsburger Abendztg.", weil man hinter ihm die bayerische Regierung vermuthete. Wir waren nicht dieser Meinung und haben den Artikel nicht erwähnt. Gestern erklärte nun der Vertreter Bayerns, Ritter v. Herrmann, ausdrücklich, daß die bayerische Regierung dazu in keinerlei Beziehung stehe, daß vielmehr die Erklärung des Grafen Posadowsky vollkommen dem Reichsverfassungsrecht und den Anschauungen der verbündeten Regierungen entsprochen habe. Damit sind die Gegner des Staatssekretärs im Reichstage abermals um eine Angriffswaffe gegen den Verhaßten ärmer gemacht.

Im **preußischen Abgeordnetenhause** wird heute bei der Berathung des landwirthschaftlichen Etats der von den beiden conservativen Fractionen und dem Centrum unterzeichnete Antrag, die Regierung aufzufordern, darauf hinzuwirken, daß bei der bevorstehenden Neuordnung unserer handelspolitischen Verhältnisse der Landwirthschaft ein wesentlich gesteigerter Zollschutz zu Theil werde und daß baldigst die Vorlage des in Vorbereitung befindlichen Zolltarifs an den Reichstag erfolge, den breitesten Raum einnehmen. An der Annahme dieses Antrags ist um so weniger zu zweifeln, je dringlicher die Führer der genannten Fractionen ihre Freunde zur Theilnahme an der Berathung aufgefordert haben. Es fragt sich also nur, ob die Regierung, in deren Namen, den „Berl. Polit. Nachr." zufolge, der Reichskanzler und Ministerpräsident Graf Bülow das Wort nehmen wird, zu einer bindenden Erklärung sich drängen läßt. Vor allen Dingen kommt es den Antragstellern darauf an, den Reichskanzler, der bekanntlich bei der Einbringung der Canalvorlage im Abgeordnetenhause einen „gesicherten" Schutz der Landwirthschaft zugesagt hat, diese Zusage erweitert und sich zu einem „gesteigerten" Schutze verpflichtet, ja wohl gar eine bestimmte Grenze angiebt, unter die er bei der Steigerung nicht herabgehen zu wollen erklärt. Warum man eine solche Festnagelung des Reichskanzlers erstrebt, spricht der Organisator der vorjährigen Niederlage der preußischen Regierung in der Canalfrage, Freiherr von Zedlitz, in einem Artikel über die Aussichten der wasserwirthschaftlichen Vorlage offen aus:

„Sehr wirksam würden die Aussichten der Canalvorlage gefördert werden, wenn erst für die Zeit nach 1906 für Landwirthschaft und Industrie Zollschutz nach **dem Gutachten des wirthschaftlichen Ausschusses gesichert wäre.** Wenn natürlich auch die Meldungen von einem Abkommen zwischen der Regierung und den gemäßigten Agrariern frei erfunden sind, so liegt es doch auf der Hand, daß schutzzöllnerische Abgeordnete die 1890 so entscheidenden finanziellen Bedenken gegen die Vorlage ungleich leichter überwinden können, wenn die ihrer Ansicht nach nothwendigen Voraussetzungen für eine gedeihliche Entwicklung des heimischen Erwerbslebens auf lange gesichert sind, während zugleich auch die aus der Gebührenfreiheit der großen Ströme hergeleiteten agrarischen Bedenken gegen die Wasserstraßenpolitik der Vorlage durch Erhöhung der Zollsätze, wenn auch nicht gehoben, aber doch sehr erheblich abgeschwächt werden. . . . Wenn so die Aussichten der jetzigen wasserwirthschaftlichen Vorlage besser sind als 1899 und sich noch besser gestalten werden, wenn die künftigen Schutzzölle in einer den gemäßigten Schutzzöllnern genügenden Höhe feststehen, so läßt sich doch noch nicht mit Sicherheit beurtheilen, ob die günstigeren Momente anderseits, die schwache Minderheit von 1899 in eine Mehrheit zu verwandeln. Die Regierung selbst kann dazu sehr viel beitragen, wenn sie für baldige Einbringung des neuen Zolltarifs in den Reichstag sorgt."

Die Herren wollen also, bevor sie der neuen Canalvorlage gegenüber sich irgendwie binden, über die Stellung der preußischen Regierung zur Getreidezollfrage ein Papier sehen, das so gut wie baares Geld ist, und lehnen es ab, sich mit einem „faulen Wechsel" abfinden zu lassen, der nur einen „gesicherten" Zollschutz verspricht. Was sie, mit diesem Papiere in der Hand, dann mit der Canalvorlage machen, und wie lange sie besten Falles die Inangriffnahme und die Durchführung der Wasserstraßen hinauszögern wollen, bleibt ihr Geheimniß. Es würde daher kaum zu verstehen sein, wenn Graf Bülow heute seinerseits in der Getreidezollfrage baares Geld sich abdrängen und mit dem „faulen Wechsel" halber Zusagen bezüglich der Canalfrage sich abspeisen lassen wollte.

Die **radicale deutsche Partei in Oesterreich** hat sich, wie die letzten Wahlen gezeigt haben, als weit lebenskräftiger und einflußreicher erwiesen, als Mancher, auch im Reiche, gedacht. Wir haben stets den Standpunct vertreten, daß nur ihre consequente, wenn auch mitunter höchst rücksichtslose und wildverwegene Politik auf die Kautschukmänner der österreichischen Regierung Eindruck machen und dem Deutschthum zu seinem Rechte verhelfen könne. Wir begrüßen daher ihren Sieg mit großer Genugthuung, halten es aber mit der „Täglichen Rundschau" gerade darum für angezeigt, sie vor Unbesonnenheiten und Unklugheiten bei ihrem weiteren Vorgehen freundschaftlich zu warnen. Sehr treffend schreibt Hugo Rippler in seinem der deutschen Bewegung in Oesterreich mit großem Wohlwollen folgenden Blatte u. A.: Für ebenso bedenklich halten wir die Forderung Schönerer's, zur Vorbedingung für den Beitritt zu seiner Gruppe den Austritt aus der katholischen Kirche zu fordern. Der Los von Rom-Bewegung könnte kein schlimmerer Dienst geschehen, als wenn sie mit den Bestrebungen irgend einer politischen Partei verquickt würde. Es freut uns, daß die radicalnationale Partei die Los von Rom-Parole aus dem Wahlkampf ganz wegließ. Denn sie hat in dem Streite politischer Parteien nichts zu thun; aber um so unbegreiflicher fänden wir es, wenn man nun plötzlich nach dem Kampfe die religiöse Losung in den Tagesstreit werfen wollte. Wolf hat wiederholt und in Wahrheit erklärt, daß die Bewegung mehr und mehr in die Bahnen einer religiösen eingelenkt habe, daß wohl der Anstoß zu ihr ein nationaler, oder wenn man will, ein rein politischer gewesen ist, daß sie sich aber von Tag zu Tag mit religiösem Gehalt gefüllt habe, und daß sie nunmehr ihre Bahn neben den Parteiströmungen und Parteiwünschen gefunden habe. Auf dieser Bahn soll man sie auch belassen. Wenn aus ihr auch der deutsche Gedanke Frucht zieht, wie es natürlich ist — um so besser; aber das ist dann eine Begleiterscheinung. Zur Dienerin und Helferin im Parteistreite steht die Los von Rom-Bewegung zu hoch. Uebrigens würde mit solch einer gewaltsamen unnützen und beiden Parteien schädlichen Zusammenkoppelung nur Wasser auf jene ultramontanen Mühlen geleitet werden, die der Los von Rom-Bewegung nur mehr dadurch beizukommen glauben, daß sie sie als staatsgefährlich anschwärzen.

Die Freude der „Times" über die **Ablegung des „fremden" Namens Albert durch König Eduard VII.** deutet wohl die Richtung an, in welcher die Namensänderung des neuen Königs von England hat wirken sollen. Wollte König Eduard wirklich die eigene Popularität auf Kosten seines deutschen Vaters vermehren, so wird man sich in Deutschland dadurch nicht sonderlich verstimmt fühlen. Denn die Form, in der König Eduard seinen Entschluß kundgab, war überaus geschickt und einwandsfrei. König Eduard erwiderte, daß er den Namen Albert, den er von seinem stets betrauerten großen und weisen Vater geerbt habe, nicht unterschläge, vielmehr wünsche, daß Albert's Name allein in der Geschichte dasstehen solle. Je pietätvoller mithin die Form erscheint, in der König Eduard seine Namensänderung kundthat, um so bedauerlicher ist es, wenn ein deutsches Blatt die Ablegung des Namens Albert durch den neuen englischen Monarchen zu einer Verzerrung des geschichtlichen Bildes benutzt, das vom Prinz-Gemahl Albert fortlebt. Dieses deutsche Blatt ist das in bekannten höfischen Beziehungen stehende „Kleine Journal", das heute u. A. das Nachstehende schreibt:

„Prinz Albert war eine Erscheinung, auf welche die gute, alte und kleindeutsche (!) Zeit ihr ganzes Wohlgefallen aufgehäuft hatte, er war in seiner beschränkten Art ein Musterweich."

Nach der vorstehenden Probe wird sich Niemand im Zweifel darüber befinden, daß das „Kleine Journal" dem neuen König von England eine byzantinische Begrüßung gewidmet hat. Da dieser Byzantinismus auf Kosten eines deutschen verstorbenen Fürsten geübt wird, ist es angezeigt, zur Steuer der geschichtlichen Wahrheit einige Worte aus der Würdigung zu wiederholen, die Gustav Freytag dem Prinz-Gemahl Albert als dem Regenten Englands während 20 Jahren eines großen Gedeihens und großer Gefahren hat zu Theil werden lassen.

„Es war", so schreibt Freytag, „ein öffentliches Geheimniß, welches auszusprechen Stolz und Vorurtheil der Engländer sich sträubte, daß Albert der Staatsmann war, dessen Politik die höchsten Geschicke des Staates so weit bestimmte, als das Königthum in England dieselben in der Gegenwart überhaupt zu leiten vermag, d. h. weit mehr, als solche meinen, welche nach den Debatten der Häuser und den Reden der Parteiführer den Gang der Staatsgeschäfte in dem Inselreich beurtheilen. Erst dem Verstorbenen gegenüber findet der rühmende Nachruf großer englischer Blätter warmen Ausdruck für die Dankbarkeit, welche ihm ein großes Reich seit zwei Jahrzehnten schuldet . . . Albert hat in kurzer Zeit verstanden, der hochmüthigsten Anmaßung den Dämpfer kalter Würde entgegenzusetzen, und bevor noch die Tüchtigkeit seines Wesens sich Achtung erzwungen hatte, erhielt, wer von Engländern in seine Nähe kam, Respect vor einer Haltung, welche noch exclusiver aussah, als die des stolzesten der Briten. . . Der Königin Victoria wurde es die höchste Genugthuung, die umfassende Bildung, den durchdringenden Geist ihres Hausherrn auch in den Regierungsgeschäften zur vollen Geltung gebracht zu sehen. Sie war in der That Königin; denn keine Maßregel, weder groß noch klein, bei welcher ihre Entscheidung nothwendig war, fertigte sie ab, bevor sie sich ein eigenes Urtheil darüber gebildet hatte. Aber für dieses Urtheil war ihr die Ansicht des Gemahls die höchste irdische Autorität. . . Und

Feuilleton.

Das neue Bahnproject.

Roman von Paul Oskar Höcker.

Nachdruck verboten.

22]

Der Blonde durchmaß das Zimmer mit hastigen Schritten, dabei nervös an seinem Schnurrbart drehend. Plötzlich blieb er stehen. „Es ist ja nicht unbedingt nöthig, daß wir den Brief — — sogleich an Ihre Tochter aushändigen, wie?"

„No, das muß ich schon sagen: Sie haben eine gute Schule durchgemacht. Und so ein Windhund soll mein Mädel kriegen?"

„Herr Schwändi, haben Sie sich nicht so, wir sind doch keine Kinder!"

„Nein, Sie schon lange nicht. Von Ihnen kann eins noch lernen, und wenn's schon seine hundert Jahr . . . . abgesessen hat!"

Orell machte eine Bewegung, als wollte er zornig auffahren. Lässig zuckte er dann mit der Achsel, ohne etwas darauf zu erwidern.

„Und was nutzt das am Ende?" brummte der Dicke weiter. „Wenn die Anna sich nicht regt, dann schreibt er ihr halt ein zweites Mal — und dann sitzen wir erst recht in der Patsche."

Ein Überlegenes, böses Lächeln tauchte in Orell's Antlitz auf.

„Das ist nicht zu befürchten, Herr Schwändi. Einmal wird doch schon morgen Mittag der Vertrag unterzeichnet und uns gleichzeitig die Kaufsumme ausbezahlt. Und selbst wenn ihre Tochter, sagen wir 'mal, um ein Uhr das Schreiben bekäme — und da natürlich ein wenig gestutzt, redigirt, Sie verstehen — dann würde es ihr ja beim besten Willen nicht mehr möglich sein, durch irgend eine — eine idealistische Thorheit unser Geschäft zu stören."

Schwändi's Augen verschwanden immer mehr in den Fettfalten seines Gesichts, das einen äußerst pfiffigen Ausdruck annahm. Plötzlich zuckte er aber zusammen und riß die Augen wieder weit auf. „Aber der Professor — hä? Was ist's hernach mit dem?"

„Der Herr Professor dürfte uns ebenso wenig stören. Er weilt überhaupt nicht mehr unter den Lebenden."

„So? So? Schreiben Todte etwa Briefe?"

„Das hier war die letzte Lebensäußerung Zwyssig's — sein Abschied von der Welt."

Mißtrauisch sah Schwändi die durcheinander gewühlten Bogen und Blätter an. „Er hat sich — — selbst! . . ." Feig hielt er inne. Er wagte das Wort nicht auszusprechen.

Orell reichte ihm die letzten beiden Bogen hin, die der Kranke zaudernd in Empfang nahm und mit einem unheimlichen Gefühl überflog. Immer starrer ward sein Ausdruck, immer fahler seine Gesichtsfarbe. Es bewegte ihn doch etwas in dem Ton, in dem der Unglückliche da vom Dasein Abschied nahm.

„Das ist ja — ganz gruselig! Herr meines Lebens!"

Die eigene Krankheit, die Menge der Aufregungen in der letzten Zeit hatte ihn ziemlich sentimental gemacht. Er fing plötzlich laut zu schluchzen an.

„Huijeh! Huijeh! O mein Himmel — was wird die Anna dazu sagen?"

Orell ging nervös und hastig auf und nieder, immer wieder nach draußen lauschend. Er hatte eine Heidenangst davor, daß Jemand vom Gesinde lauschen könnte. Auch war die Zeit so weit vorgeschritten, daß anzunehmen war, Anna müsse mit Fräulein Hubinger bald von der Bahn kommen. Wenn sie den Vater so aufgeregt sah, war's sicher, daß sie ihn nach dem Grund ausfragte, und das gab dann wieder ein schwieriges Drehen und Wenden und Lügen und Ableugnen, bei dem sich ein so launenhafter, unberechenbarer Mensch, wie der alte Schwändi, leicht ein Dutzend Mal in einem einzigen Satz verrathen könnte.

Während sein Schwiegervater sich seinem nicht ganz echten Schmerz um das Dahinscheiden des Professors hingab, suchte Orell vorsichtig die im ganzen Zimmer zerstreuten Papiere zusammen, sie aufmerksam ordnend.

„So!" sagte er erleichtert, nachdem dies geschehen, „nun habe ich Ihnen einen Vorschlag in Güte zu machen, Herr Schwändi."

„Lassen Sie mich blos aus!" rief der Alte zornig. „Kein Herz haben Sie, kein bissel Herz, Sie Wüster, Sie!"

Orell lachte cynisch. „Ich ehre Ihren Schmerz, Herr Schwändi. Nur meine ich: Ihnen ist der Herr Professor auch nicht gerade zur Unzeit gestorben."

„Was, Sie wollen auch noch unverschämt werden — zu Ihrer Frechheit? Ich kann Ihnen blos sagen: zwischen uns ist Alles aus!"

„Ich nehme an, daß Sie mir morgen Mittag um zwölf eine freundlichere Gesinnung entgegenbringen werden."

„Ach was — gehen Sie weg — jetzt wollen Sie mich wieder damit fangen!"

„Herr Schwändi, es handelt sich um unser gemeinsames Wohl. Seien wir nicht kindisch. Es ist ja allerdings peinlich, daß Ihre Tochter gerade in dieser Stunde zurückkehrt. . . ."

Es klingelte draußen. Beide fuhren zusammen.

„Da sind sie wohl schon! . . . Herr Schwändi, bedenken Sie, was auf dem Spiel steht!"

„Ja, ja — Millionen!" klagte der Dicke.

„Und auch schon um der Andern willen, die sich doch fest auf uns verlassen haben — Bonstett und Erikon — müssen Sie's durchsetzen!"

„Ja, da haben wir's — dahin haben Sie mich gebracht!"

„Aber, wenn's gut ausschlägt, habe ich Ihnen zum besten Geschäft verholfen, das in den letzten zwanzig Jahren in der Schweiz überhaupt gemacht worden ist."

„Ach, aber die Nachrede hinterher — und der Neid — und die Anna, was die sagen wird?!"

Orell hatte die Papiere in einen neuen Umschlag gethan und hastig verschnürt.

„Herr Schwändi", zischelte er, sich wieder nach der Thür umblickend, „also wir sind einig, nicht wahr? Ich nehme die Sachen da an mich, — denn sie dürfen nicht hier im Hause bleiben, irgend ein Zufall könnte uns einen Streich spielen!"

Eine neue Angst prägte sich in Schwändi's verschwommenen Gesichtszügen aus.

„Das ist's ja, das ist's ja!" wimmerte er. „Am Ende weiß sie schon etwas davon! Oder gar der Bund! Wenn sie seine Leiche gefunden haben und Anzeige erstattet worden ist? Dann ist gewiß nachgeforscht worden da oben — und man hat die Bauerei, die vertrackte, auf dem Brandeis dort entdeckt und einen Bericht nach Bern geschickt — und morgen kommt Eins von uns hin, um das Geld zu holen, und es heißt plötzlich: „Nichts da, nichts da, wir warten noch, bis die Sache aufgeklärt ist!! . . . Barmherziger Vater, das überleb' ich ja nicht!"

„Pfui! Fassung! Haltung!" ermahnte Orell. Man hatte an die Thür geklopft.

„Wer ist's?" polterte der Hausherr.

Fräulein Hubinger zeigte sich bescheiden in der Thür.

„Blos melden wollt' ich dem Herrn Schwändi, daß ich da bin."

„Das seh ich!" brummte der Kranke grob.

Die Wirthschafterin verschwand wieder.

„Halten sollen Sie, potzblitz!" schrie er ihr nach. „Ist das eine Art jetzt? . . . Ob meine Tochter nicht mitgekommen ist, will ich wissen." Gehorsam kehrte das alte Fräulein zurück.

„Das Fräulein hat mich auf dem Bahnhof warten geheißen, weil ein junges Mädchen heran gekommen war, das schon lange auf den Zug gepaßt hatte. Sie müßte mit ihr sprechen, hieß es. Ich blieb also beim Wagen — eine ganze Weile — aber dann kam unser Fräulein wieder heran und schickte mich fort."

„No, was sind das für Sachen. Wird wieder eine Bettelei sein."

„Ja, und am Tage sei sie auch schon hier im Hause gewesen, sagte die Marelli, und habe nach unserem Fräulein gefragt."

Ungeduldig wackelte Schwändi mit dem Kopfe. „Wann sie da ist, die Anna, will ich Bescheid haben."

Als die Wirthschafterin draußen war, bearbeitete Orell seinen Schwiegervater von Neuem.

„Für alle Fälle scheint mir's das Sicherste: ich verbrenne die Papiere auf der Stelle. Der einzige Zeuge für ihr Vorhandensein hat das Zeitliche gesegnet — wer könnte also ihre Existenz je wieder beweisen?"

Schwändi quälte die Sache ganz schrecklich. Er räsonnirte noch eine Weile, aber schließlich gab er seinem Schwiegersohn in Allem nach. Am liebsten hätte Orell nun sofort das Packetchen an sich genommen und damit das Haus verlassen; es war aber anzunehmen, daß er Anna begegnete, die natürlich sein Fortgehen in dieser Minute sich nicht würde erklären können, da sie doch selbst jeden Augenblick daheim erwartet wurde.

Die Papiere wanderten also in die Tasche seines Paletots — und man brachte eine recht unbehagliche Wartefrist hin.

Punct sieben Uhr war der Zug aus Locarno eingetroffen — jetzt ging die Uhr auf neun, es war stockfinster draußen geworden — und Anna ließ sich noch immer nicht blicken.

Ihr langes Ausbleiben gab Schwändi Veranlassung zu neuen Besorgnissen. Warten zu sollen, war für ihn die härteste Aufgabe — besonders unter so ungemüthlichen Verhältnissen. Es kam nämlich hinzu, daß er während seiner gichtischen Anfälle äußerst diät leben mußte; nicht einmal rauchen durfte er. Darüber haderte er besonders grimmig mit aller Welt. Fräulein Hubinger, die für die Ausführung der ärztlichen Vorschriften verantwortlich war, behandelte er in solchen Zeiten geradezu als persönliche Feindin.

Endlich ging die Gitterthür des Vorgartens und gleich darauf klingelte es.

Orell riß die Thür zur Diele auf und stürmte hinaus, seiner Braut entgegen.

War nur die fahle, weiße Beleuchtung des Bogenlichtes, das vom Flur hereindrang, daran schuld — aber hatte Anna wirklich eine so krankhaft bleiche Gesichtsfarbe?

Er streckte ihr in seiner lebhaften Art gleich beide Hände entgegen, sie mit einem Schwall überflüssiger Worte begrüßend — aber sie warf ihm aus ernsten, fallen Augen einen niederschmetternden Blick zu, erwiderte kein Wort und stürmte an